

Michael Weinrich

Freiheit verbindet

Von der Befreiung zum Leben

[Von der zentralen Bedeutung, welche die Freiheit für die reformatorische Theologie hat, haben wir soeben noch einmal gehört. Die Kirche soll nach diesem Verständnis tatsächlich ‚Kirche der Freiheit‘ sein. Gemessen an diesem hohen Anspruch geben wir uns allerdings relativ wenig Mühe, genauer zu sagen, was mit Freiheit gemeint ist und wie sie gelebt werden kann.

Freiheit ist ein großes Wort. Wir benutzen es selbstverständlich, so als sei klar, was mit ihm gesagt wird. Es steckt voller Verheißungen, die immer auch über das hinausgehen, was wir erleben können. In ihm liegt ein beinahe unwiderstehliches Moment der Verführung, ein kaum benennbarer Reiz einer Wirklichkeit, in der die Schranken, die uns jetzt noch bedrängen, geöffnet sein werden. Und zugleich meldet sich da schnell der unwirkliche Gesang der Sirenen, deren betörende Melodie uns dazu bringen will, die Wirklichkeit durch eine Illusion einzutauschen, so als könne es je ein Leben geben, das nicht von Begrenzungen des Hier und Jetzt, d.h. den Begrenzungen von Raum und Zeit bestimmt sei. Selbst das Reich Gottes lässt sich nicht ohne örtliche Bedingungen vorstellen, und wenn es eben die Bedingungen des Himmels sind, die wir uns wiederum nicht vorstellen können. Wir müssen aufpassen, dass die Freiheit nicht ins Kraut schießt, indem sie üppige Triebe hervorbringt und sich damit vor unseren Sehnsüchten und Wünschen spreizt, ohne aber irgendwelche Früchte hervorbringen zu können. Es sind schon zu viele folgenlose Feuerwerke im Namen der Freiheit abgefackelt worden, um über die im Namen der Freiheit über unzählige Menschen gebrachten Verheerungen einmal ganz zu schweigen. Und zugleich müssen wir aufpassen, dass die Freiheit nicht umgekehrt zu dem erbärmlichen Triumph unserer konsumistischen Mentalität verkümmert, sich aus der Fülle des Angebots und den scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten etwas aussuchen zu können – sie wäre dann nichts anderes als die selbstgenüßliche Qual, die man sprichwörtlich in der Wahl hat.]¹

Wer im Gefängnis einsitzt, sehnt sich nach nichts mehr als nach Freiheit. Je näher sie dann kommt, umso mehr drängt sich die Frage auf: Was wird dann sein, wenn ich hier raus bin? Welche Freiheit eröffnet sich nach dem langjährigen Drücken der Schulbank? Noch die eine Hürde muss genommen werden, und dann bin ich frei – nie wieder eine Prüfung! Wenn die Kinder erst einmal aus dem Haus sind ..., wenn wir erst einmal aus dieser engen Wohnung raus sind ..., wenn ich endlich meine Schulden abgezahlt habe ..., wenn doch die Lottofee ein Einsehen hätte – der Freiheitsgewinn durch Geld scheint in unserer Gesellschaft besonders evident zu sein, auch wenn der keineswegs geistreichere Einwand gleich auf dem Fuße folgt, dass Geld allein ja nicht glücklich mache. Aber vielleicht macht ja auch die Freiheit allein noch nicht glücklich? –

¹ Die eingeklammerten Passagen werden im mündlichen Vortrag übersprungen.

Und schließlich winkt auch der Ruhestand nach einem hoffentlich langen Berufsleben mit einer Aussicht auf Freiheit, die allerdings – je näher sie kommt – ebenso schnell von Ratlosigkeit und Leerstellen eingeholt wird, wie auch all die anderen Freiheitsverheißungen. Schaut man genauer hin, dann markieren all die genannten Freiheitssehnsüchte mehr die Gefangenschaften, in denen wir uns jeweils befinden, als dass sie tatsächlich Auskunft über die Freiheit geben, die als die Verabschiedung der jeweiligen Probleme herbeigesehnt wird. Freiheit erscheint vor allem als das Jenseits der von uns wahrgenommenen Gefangenschaften.

Die leicht verlängerbare Liste dieser Abhängigkeiten verdeutlicht: Unser Leben vollzieht sich stets unter von uns nicht abzustellenden Umständen. Wir leben unablässig unter zahlreichen Gegebenheiten, die unsere Freiheit in ein enges Korsett zwingen, das sie im Extremfall ganz zum Erliegen bringen kann. Selbst wenn uns im Traum die Gunst erteilt wird, einmal wie ein Vogel durch die Welt fliegen zu können, müssen wir unsere Arme als Flügel gebrauchen. Obwohl uns der Traum in phantastischer Weise über uns hinauswachsen lässt, so eliminiert er doch nicht das Bewusstsein, dass das Fliegen eine voraussetzungsreiche Kunst ist. Obwohl über den Wolken die Freiheit grenzenlos ist – sagt man –, fliegen wir selbst im Traum nicht bedingungslos, sondern wir können plötzlich fliegen – das ist etwas ganz anderes. Freiheit steht nicht für die Annullierung der Bedingungen unserer Wirklichkeit, sondern für das Vermögen, in ihnen etwas aus eigenem Antrieb verrichten zu können. Es geht also um ein Können im Horizont der unser Leben jeweils prägenden Bedingungen. Die Vorstellung einer Autonomie, die meinen könnte, sich selbst die Bedingungen der Freiheit setzen zu können, sollten wir also getrost als Schwärmerei in den umfangreichen Akten menschlich-narzisstischer Spekulationsseligkeit abheften.

Drei Perspektiven der Freiheit möchte ich bedenken, von denen jede ihre eigene Wichtigkeit hat. Es geht dreimal um ein bestimmtes Können, das erst durch die in ihm vorausgesetzte Freiheit von Bedeutung ist: 1. Die Wahlfreiheit, 2. die Freiheit zur Selbstverwirklichung und 3. die Freiheit zur Beziehung.

1. Die Wahlfreiheit

Sprechen wir zuerst von der Wahlfreiheit, d.h. von der Freiheit, unter verschiedenen sich anbietenden Möglichkeiten entscheiden zu können. Obwohl sie zu unserem Thema heute weniger austrägt, können wir sie nicht ganz übergehen, weil sie eben auch eine grundlegende Dimension für die weiterreichenden Perspektiven der Freiheit darstellt. Die Wahlfreiheit könnte als trivial angesehen werden, denn es ist in der Tat trivial, ob ich mich entscheide, ein grünes, ein schwarzes oder eben ein blaues Auto zu kaufen – etwa nach dem Motto: die Farbe ist egal, aber rot muss es sein. Schon beim Kauf von einem Paar Schuhe werde ich meiner Freiheit nicht mehr ganz so freien Lauf lassen, sollen sie doch zu den von mir bevorzugten Kleidungsstücken passen. Dann bleibt immer noch genug Auswahl, und es ist nicht von weitreichender Bedeutung, wie mich entscheide. Natürlich kann ich mich auch entscheiden, gar keine Schuhe zu kaufen, aber eine solche Entscheidung wird sich nur für eine befris-

tete Dauer als sinnvoll erweisen. Dennoch bleibt die Freiheit, die sich auf Angebotsalternativen bezieht, trivial, solange sie im Rahmen des Angebots bleibt.

Ich bin frei, mir aus einem großen Angebot an verschiedenen Handys eines auszusuchen, aber gibt es auch noch die Freiheit gibt, sich gar keins auszusuchen? In ganz besonderer Weise zeigt auch der psychologisch von der Werbung massiv beeinflusste Markenwahn nicht nur unter Jugendlichen, welcher ein Druck auf der Wahlfreiheit liegt und wie wenig trivial es ist, sich nicht den Kanalisierungen dieses Drucks zu beugen. Was wäre es für ein Gewinn, wenn wirklich die Möglichkeit der Wahl bestünde.

Und wir können auch noch weiter zuspitzen, um zu zeigen, wie sehr das mit der Wahlfreiheit verbundene Können von großer Bedeutung ist: Gewiss ist die Möglichkeit, zwischen verschiedenen Brotsorten aussuchen zu können, nicht essenziell für das menschliche Leben, wohl aber die Möglichkeit, überhaupt Brot kaufen zu können. Die Freiheit der Wahl zwischen verschiedenen Brotsorten liegt jenseits der Hoffnungen der Hungernden, für die sich jede Wahl für ihr Leben erübrigt, weil sie keinen Zugang zu dem haben, was für ihr Leben schlechterdings notwendig ist. Ihrem Wollen entspricht kein Können, entweder weil nichts zu bekommen ist oder weil sie es nicht bezahlen können. Der Hinweis, dass die Gedanken doch frei seien, könnte an dieser Stelle wohl nur zynisch sein, zumal es auch nicht schwer ist, diese zu erraten.

Es gibt durchaus Situationen, in denen Freiheit essenziell mit Geld verbunden ist, ohne welches man der Gefangenschaft des Elends anheimfällt. Zweifellos ist die marktgesteuerte Wahlfreiheit ein mit vielen Illusionen behaftetes Luxusproblem unserer Konsumgesellschaft, an dem sich auch eine Armut unseres Reichtums zeigt. Aber wir werden einzugestehen haben, dass insbesondere diejenigen die Qual haben, die eben nicht die Wahl haben.

2. Die Freiheit zur Selbstverwirklichung

Es sind zunächst die Philosophen, die in unterschiedlichen Tonlagen den Menschen ermutigen, umwerben, herausfordern oder auch beschwören: Werde, der du bist! Sie sind von der Erfahrung belehrt, dass der Mensch aus Trägheit oder fehlgeleiteter Eifer die Neigung habe, unter seinem Niveau zu bleiben. Die meisten Schatten, die auf der menschlichen Geschichte liegen, sind der Selbstverfehlung des Menschen zur Last zu legen, und die Aussichten auf Besserung werden überaus unterschiedlich beurteilt[, von stoisch-resignativ bis himmelstürmend-prometheisch, von pessimistisch ernüchtert bis unerschütterlich optimistisch]. Wo der Glanz der Erfolge des Menschen in den Vordergrund gerückt wird, weiß man sich auf Erfolgskurs – nicht weil der Mensch wie eine Katze immer auf seine Füße fällt, wohl aber weil ihm kühn die Fähigkeit zugeschrieben wird, angesichts jeder Krankheit auch bald auf die rechte Medizin zu kommen. Wo hingegen das vom Menschen zu verantwortende und unablässig neu produzierte Elend und Leiden im Blickpunkt steht, fallen die Prognosen zurückhaltender aus oder wird gar – wie etwa von Camus – die redliche Treue zur Absurdität als ein Akt realitätsgerechter Freiheit eingefordert. Nur in radikaler Illusionslosigkeit können die tatsächliche Freiheit des Menschen und das mit ihr verbundene Können in den Blick kommen.

Der Ton in der Aufforderung „Werde, der du bist!“ liegt ganz und gar auf dem „Werde“ und der Beschwörung des dazu erforderlichen Könnens: [„Du kannst werden, der du bist!“ – „Du hast die Freiheit, aus dir das zu machen, was tatsächlich ein Mensch genannt zu werden verdient“ – oder ein wenig unphilosophischer ausgedrückt: „Bleib nicht hinter dir zurück, mach etwas aus dir! Du bist, was du aus dir machst!“] Der Appell zielt auf eine unverwirklichte Möglichkeit. Es ist die sich selbst wollende Freiheit, die hier umworben wird. Ihre Lebensverheißung liegt in dem, was heute so gern und wohl doch ein wenig gedankenlos ein ‚gelingendes Leben‘ genannt wird. Der Höhenflug kommt dann allerdings recht regelmäßig zu der doch eher bescheidenen Landung, wo es dann heißt: Nimm dich an, wie Du bist! – eine ebenfalls eher unbiblische Empfehlung. Es handelt sich nur um die andere Seite derselben Medaille, die auf beiden Seiten die Freiheit an die Bindung des Individuums an sich selbst verweist.

Der weltanschauliche Charakter dieser Sichtweise zeigt sich in der aus anderen Zusammenhängen bereits bekannten Behauptung, dass das, was Dir dienlich ist, auch der Gemeinschaft dienlich ist. Es ist der Eigennutz, der für den Gemeinnutz als förderlich gilt. Die Freiheit zur Selbstverwirklichung als gesellschaftliches Ideal ist keineswegs zufällig die Lebensmaxime einer Gesellschaft, die wirtschaftlich auf das Lebenselixier der am Gewinn orientierten Konkurrenz setzt und vor allem die dafür erforderliche Freiheit schützt. Die für sich selbst investierte Energie und Phantasie erreicht im Erfolg auch die anderen, zumal diese ja auch immer bereits ein Element des Erfolges darstellen.

Theologisch findet sich diese Weltanschauung etwa in der psychologisch getrimmten Ausweitung des Doppelgebotes der Liebe zu Gott und dem Nächsten zu einem Dreifachgebot, wobei eben das Dritte: ‚die Liebe zu sich selbst‘ insofern zentral wird, als sich die Liebe zu Gott und zum Nächsten allein an ihr qualifizieren. Immer wieder geistert die biblisch schwer zu begründende Selbstliebe durch die theologischen Konstruktionen, denn sie macht letztlich die Investitionen in Gott und den Nächsten, ja in die Religion und die Frömmigkeit überhaupt erst sinnvoll. Schleiermachers Werbung für die Religion war genau in diesem Sinn ganz und gar an dem Zugewinn orientiert, den selbst der an sich schon selbstzufriedene aufgeklärte Mensch für sich und dann eben auch für die Gesellschaft aus der Frömmigkeit zu ziehen vermag. [Es ist kein Zufall, wenn das vom Glauben eingestandene schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl auf ein schlechthinniges Freiheitsbewusstsein zielt – eine geradezu rauschhafte religiöse Überhöhung des am Selbstgewinn des Individuums orientierten Freiheitspathos und des damit verbundenen Religionsutilitarismus, wie er bis heute in etwas milderer Variante weithin gepflegt wird.]

Diesem theologischen Überbietungsversuch der Aufklärung gegenüber nimmt sich die Aufklärung – jedenfalls in der anspruchsvollen Gestalt von Immanuel Kant – geradezu bescheiden aus. Kant setzt der Maßlosigkeit des individuellen Freiheitswunsches das Maß der Sozialverträglichkeit der Freiheit entgegen und erhebt die Gemeinschaftsfähigkeit unserer Freiheitsansprüche zu einem Gesetz, zum kategorischen Imperativ, der uns – negativ gewendet – auf ein Maß der Freiheit verpflichtet, das konsequent den Freiheitsanspruch des anderen

wahrt. Das kennen wir alle und lautet – ein wenig vereinfachend gesagt: Meine Freiheit endet dort, wo sie die Freiheit des anderen einschränkt. Nur wenn sich die Freiheit in den Grenzen hält, die grundsätzlich auch allen zugestanden werden können, ist sie keine Bedrohung und Auszehrung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens. [Kant wusste um die Übergriffigkeit der am Individuum orientierten Freiheit und flankiert sie kategorisch mit dem moralischen Gesetz, an dem der Mensch beweisen kann, dass er auch in der Wahrnehmung seiner Freiheit tatsächlich ein Mensch und nicht nur ein allen seinen Wünschen und Trieben nacheiferndes Wesen ist.] Die Orientierung am Eigennutz wird nicht infrage gestellt, aber sie soll sich in einem Rahmen vollziehen, der grundsätzlich auch von jedem anderen in Anspruch genommen werden kann. [Diese Logik klingt stimmig. Ob sie sich als stringent durchhalten lässt, mag hier dahingestellt bleiben.] Die Freiheit wird von Kant gleichsam in die Pflicht genommen, damit sie auf das Niveau durchfindet, auf dem sie in ihrer Eigenwilligkeit sozialverträglich wird. Die Freiheit wäre falsch verstanden, wenn sie allein den Gesetzen unserer Wünsche folgt. Sie kann nur dann recht Freiheit genannt werden, wenn sie den kategorischen Imperativ zur Gemeinschaftlichkeit nicht aus den Augen verliert.

Ob nun mit oder ohne Kant, die Freiheit zur Selbstverwirklichung ist in jedem Fall eine Freiheit für sich selbst. Sie jagt den jeweiligen Verhältnissen alle Möglichkeiten ab, die zur Selbstverwirklichung entweder geeignet erscheinen oder dafür als geeignet ausgegeben werden. Und sie jagt eben auch den Mitmenschen den Raum ab, den sie für sich beansprucht. Es ist charakteristisch für diese Freiheit, dass der Nächste, der Mitmensch zunächst und entscheidend als die Begrenzung meiner Freiheit in den Blick kommt. Der und die Andere tritt mir als eigener zu respektierender Freiheitsraum gegenüber. Wo seine und ihre Freiheit beginnt, da endet die meinige. [Und weil ich ja weiß, dass auch der und die andere meine Freiheit zu respektieren haben, reibt sich die eine an der anderen Freiheit. Die Soziologen nennen das Konkurrenzindividualismus.] Zugespitzt gesagt ist der Mitmensch stets eine potentielle Bedrohung meiner Freiheit – Freiheit trennt. Die Begegnung mit dem Anderen ist im Grundsatz keine Beglückung, sondern die Konkretisierung der prinzipiellen Rivalität, in der sich das Leben vollzieht. Einerseits muss jede sehen wie sie durchkommt, und andererseits müssen sich alle miteinander arrangieren, obwohl sie Konkurrenten sind. Die Freiheit folgt den Opportunitätsgründen des Ich, und das bedeutet faktisch: Freiheit trennt.

Man kann es auch die Freiheit der freien Wildbahn nennen, auf der jeder seinen Lebenskampf führt und dabei auch nicht davor zurückscheut, die anderen für die eigenen Interessen in Anspruch zu nehmen oder gar auszunutzen. Man und frau ist eben so frei. Des Guten ist da schnell zu viel getan, und die Freiheit des anderen gerät unversehens ins Hintertreffen, ist doch das Ziel die Selbstverwirklichung, und diese wird am Ende nicht daran bemessen, wie ich die Freiheit des anderen geachtet habe, sondern daran, was ich aus mir gemacht habe. Wer hätte nicht schon bemerkt, in welchem Maße unser Alltag immer wieder von provokativen egomanen Grenzverletzungen und teilweise demonstrativen Rücksichtslosigkeiten in ein Nerven angreifendes Reizklima versetzt wird. Wie heißt es doch so treffend und knapp in der Werbung: „Un-

term Strich zähl ich.“ Man kann es auch dramatischer ausdrücken, wie es der Staatsphilosoph Thomas Hobbes zu Beginn des Aufblühens der modernen Konkurrenzwirtschaft unter Berufung auf Plinius getan hat: Homo homini lupus est – der Mensch ist des Menschen Wolf. Ohne rechtliche und administrativ durchgesetzte Regulation würden wir möglicherweise nicht davor zurückscheuen, uns im signifikanten Unterschied zu den Wölfen gegenseitig aufzufressen.

[Im Anschluss an dieses Menschenbild und die von ihr flankierte gesellschaftliche Wirklichkeit hat der bekannte Berliner Theologe Helmut Gollwitzer die Perspektive seines gesellschaftlichen Engagements darin gesehen, den Menschen weniger wölfisch zu machen. Es ging ihm dabei darum, die Freiheit aus der Ich-Fixierung zu befreien – damit kommt nun eine ganz andere Freiheitsperspektive in Blick, der wird uns jetzt im dritten Teil zuwenden.]

3. Die Freiheit zur Beziehung

Wenn wir auch hier eine programmatische Formel nennen wollen, so hieße diese nicht: „Werde, der du bist!“, sondern: „Sei, der du bist!“ Damit freilich ist es noch nicht getan, denn es erhebt sich nun die Frage: „Wer bin ich eigentlich?“ – Ja, wer sind wir eigentlich? Unversehens finden wir uns vor diese Grundfrage gestellt, ohne deren Beantwortung sich nichts Rechtes von unserer Freiheit sagen lässt.

Wollen wir diese Frage im Horizont des christlichen Glaubens beantworten, so kann es nicht überraschend sein, dass wir sie nicht einfach für uns beantworten können. Wir sind nicht einfach für uns, und das bedeutet: wir müssen nicht, wenn es um uns geht, auch ganz und gar mit uns auskommen. Wir sind nicht auf uns allein gestellt, um dann alles aus uns herauszuholen, wenn es darum geht zu zeigen, wer wir sind. Wir sind gerade nicht an uns gekettet, wenn es darum geht, der Welt unsere Freiheit zu dokumentieren. [Wenn wir im Glauben bekennen, dass wir niemals ohne Gott sind, so folgt daraus, dass wir über das, wer und was wir sind, wohl kaum etwas Sinnvolles und gar Haltbares aussagen können, wenn wir davon absehen wollten, dass es zu unserem Sein gehört, im Gegenüber zu Gott zu leben.]

Wollten wir angesichts der Gegenwart Gottes dennoch einfach für uns sein, so könnte das nur bedeuten, dieses Mitsein Gottes zu ignorieren oder eben zu leugnen. Wir müssten uns gleichsam von Gott abstrahieren; das so verstandene Leben wäre zwangsläufig eine Abstraktion, und die in ihm bemühte Freiheit bliebe eine Hilfskonstruktion, durch welche versucht wird, die Einsamkeit des Alleinseins zu einer Tugend umzumünzen. Was für eine Freiheit kann das sein, die uns an uns selbst kettet, wenn es darum geht, uns selbst zu verwirklichen? Dass die Erfolge dann häufig entsprechend deprimierend sind, kann eigentlich nicht wirklich verwundern.]

Nun bekennen wir im Glauben ja nicht nur, dass wir nicht allein sind, was ja sehr Unterschiedliches bedeuten könnte, sondern wir bekennen uns zu einem Gott, der mit uns sein will, so dass wir auch mit ihm sein können – ja, erst mit

ihm sind wir, wer wir sind. Er hat eben den schönen Namen Immanuel: „Ich will euer Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein.“ – Es ist der Gott, der Bund und Treue hält ewiglich und nicht preisgibt die Werke seiner Hände. Es ist dieses Gegenüber, diese Beziehung Gottes zu ihm, die den Menschen auszeichnet, in der er ist, wozu er erschaffen ist. Es ist der Bund, der den Raum der Wirklichkeit bezeichnet, in dem wir sind, wer wir sind. Es ist dieser Bund, in dem sich Gott in Beziehung zu unserem Leben setzt und in dem wir eben auch in Beziehung zueinander gesetzt sind. Wir sind nicht für uns, wir sind mit den anderen und mit Gott. [Wir haben unsere Freiheit nicht für uns, sondern sie ereignet sich im Horizont dieser Wirklichkeit, in der ich meine Freiheit nicht in der Konkurrenz zur Freiheit der anderen wahrnehmen muss.]

Bei dieser Freiheit geht es nicht darum, etwas aus sich zu machen. Vielmehr hat sie die Aufrichtung und Anerkennung jedes Einzelnen von uns zur Voraussetzung. Sie hängt nicht am Selbstbeweis des Ich, sondern an dem von Gott bereiteten Bund. Sie wird ermöglicht durch den Lebensraum dieses Bundes und seine von Gott selbst vollzogene konsequente Durchsetzung am Kreuz von Golgatha. Nur eine geschenkte Freiheit befreit von den Zwängen der Selbstbefreiung. Der andere bedroht nicht meine Freiheit. Bei ihm endet nicht meine Freiheit, sondern er fordert sie heraus und weckt sie aus ihrem Schlummer, gibt ihr einen Ereignishorizont, einen lebendigen Resonanzboden. Der und die andere sind nicht zu fürchten. Sie geben vielmehr dem Leben seine Bedeutung – eine Ausrichtung, die nicht einfach ins Leere geht bzw. immer wieder nur auf mich selbst zielt.

Auch hier geht es um ein Können, eben das Können, in Beziehung zu leben, antworten zu können. Es geht um die Freiheit, die offen ist für Anrede, eine Freiheit, die aus der Wahrnehmung des anderen und somit der gottgegebenen Wirklichkeit und eben nicht nur aus der auf sich selbst beschränkten Abstraktion lebt. Nicht der überraschungsimmunen Monolog, in dem wir die Varianten unseres Selbstverhältnisses durchbuchstabieren, sondern lebendiger und zum Leben animierender Dialog. Nicht die Gebundenheit an die eigenen Interessen und die penible Wahrung des eigenen Freiheitsraumes, sondern die Offenheit, die Empfänglichkeit für den und die andere geben der Freiheit eine Lebensfülle. Freiheit zeigt und ereignet sich in unseren konkreten Begegnungen immer wieder in ungeahnter und unplanbarer Weise. Sie eröffnet uns ein Leben, in dem die Aktionen, auf die es ankommt, Interaktionen sind. Sie folgt der Zugewandtheit auf das Du, und das bedeutet faktisch: *Freiheit verbindet*.

Beide Schöpfungserzählungen unterstreichen, dass der Mensch ein Beziehungswesen ist. In der ersten Erzählung schafft Gott den Menschen, indem er Mann und Frau schafft; sie sind der Mensch und eben nicht schon einer von beiden – es könnte sich bestenfalls um die Hälfte handeln, von der die andere bekanntlich die bessere ist. Der Mensch ist immer mehr als einer, und so heißt eben Menschsein: Zusammensein, Für-einander-da-sein. Und in der zweiten Schöpfungserzählung kommt die Schaffung Adams erst da an ihr Ziel als ihm schließlich auch Eva als gleichwertiger Partner zur Seite steht. Erst die überwundene Einsamkeit lässt ihn Hoffnung für sein Leben fassen. Der Einzelne bleibt eine Abstraktion. Erst durch das Gegenüber und die Interaktion mit

dem Gegenüber werden wir zu Menschen. Der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber unterstreicht zu Recht, dass der Mensch am Du zum Ich wird. Wie sollte es da eine Freiheit geben können, in der dieses Du nicht vorkommt. Es ist der und die Andere, die uns zur Selbstbestimmung verhelfen. Sie fordern unsere Freiheit heraus und erwecken sie zum Leben. Es sind nicht die vielen zur Auswahl stehenden Dinge, sondern es ist das aufeinander bezogene Leben, von dem unsere Freiheit erweckt wird. Freiheit verbindet.

Eben deshalb ist die Kirche ‚Kirche der Freiheit‘, weil sie weiß, dass wir nur sein sollen, wer wir bereits sind: Gottes Bundespartner, die auch untereinander zu einer lebendigen Gemeinschaft berufen sind, in der die Freiheit nicht die des einsamen Sammlers und Jägers ist, nicht die der stets auf eigene Rechnung und eigenen Nutzen handelnden Ich-AG, des abenteuerlichen einsamen Goldschürfers auf der Suche der besonderen Glückssträhne, sondern in der die Freiheit durch die Gemeinschaftlichkeit in Bewegung gerät. Es kommt eben ganz und gar darauf an, wer wir sind und als wen wir uns erkennen. Nicht als Wölfe zum Lebenskampf um uns selbst sind wir geschaffen, und so sollten wir uns auch nicht durch andere dazu machen lassen oder selber auf die Idee verfallen, solche sein zu wollen. Wir sind für einander und zum Lobe Gottes und somit zur Freiheit des lebendigen Miteinanders geschaffen. Das ist, was wir sind und zugleich immer wieder verleugnen.

Wären wir, was wir sind, wäre die Kirche, was sie ist, dann wäre auch die Freiheit der Kinder Gottes mit Händen greifbar, ja sie würde zeigen, dass der Glaube Berge versetzen kann. Die Tatsache, dass so wenige Berge versetzt werden, führt erschreckend vor Augen, wie wenig wir die uns von Gott eröffnete Freiheit tatsächlich wahrnehmen – Gott helfe uns!